

ELISABETH HURTH · WIESBADEN

PRIESTERGESTALTEN IN DER ROMANLITERATUR

«Wir Priester», so Edzard Schaper in seinem Roman «Die Macht der Ohnmächtigen» (1952, Stuttgart o.J.), «sind ohne die Gnade, die uns anvertraut worden ist, nur ein wenig besser beschlagene Sittenlehrer als andere. ... Das Amt ist (unser) Reichtum, aber einer, der (uns) nicht gehört. Wir bezeugen den Auferstandenen ...» (301-302). Dieses Priesterbild geht zurück auf jene neutestamentlichen Aussagen, wonach die Befähigung zum priesterlichen Dienst allein von Jesus Christus selbst her stammt (2 Kor 3,5f.). Der Priester hat Anteil am Amt des einzigen Mittlers Christus. Entsprechend ist das priesterliche Amt seinem tiefsten Wesen nach ausgerichtet auf das Ziel, «mit Christus zu sein» (Mk 3,13). Dieses Priesterbild sichert dem Vertreter des Amtes herausragende Macht und Würde zu. Verfolgt man dieses Priesterbild bis in die Gegenwart, wird man Zeuge, wie es sich fast ins Gegenteil verkehrt. Der Priester ist heute in vielfacher Weise vom «Thron» herabgestiegen. Die persönlich-amtliche Distanz zwischen Priester und Laien hat sich verringert. Der Priester ist in der Gemeinde «Einer-von-uns». Vor diesem Hintergrund verändert sich die religiöse Identität des Priesters. Er versteht sich nicht mehr als Prophet, sondern als Berater, nicht als «distanzierter» Heilsverkünder, sondern als engagierter Sozialhelfer und Therapeut «an der Basis».

Ein Blick auf die deutschsprachige Romanliteratur der letzten Jahre zeigt: der Priester ist vor allem als Mensch «an der Basis» gefragt, der aus seiner geistlichen Berufung säkulare Berufsrollen ableitet und so Aufgaben als Erzieher, Sozialhelfer und Berater erfüllt. In dem Maße, in dem die Priestergestalt dabei immer mehr als menschlicher Charakter zur beliebten literarischen Problemfigur wird, zeigt sich zugleich ein zunehmendes Abwandern der Priesterthematik in die Unterhaltungs- und Trivilliteratur. Diese löst sich von theologischen und ekklesiologischen Problemen gänzlich ab in einer breiten Skala von Romanarten, wie vor allem dem Heimatroman (Margit Suez, «Geschichten aus dem Pfarrhaus» [Rastatt 1994]) und dem TV-Unterhaltungsroman (Michael Baier, «Mit Leib und Seele» [Bergisch Gladbach 1990]; Markus Kappel, «Schwarz greift ein» [Köln 1994]).

Die Unterhaltungsliteratur beschäftigt sich in erster Linie mit der privaten und nicht mit der beruflichen Lebenswelt des Priesters. Die Romane trennen dabei die Gestalt des Priesters von Amt und Würde und präsentieren ihn als Persönlichkeit,

ELISABETH HURTH, 1961 in Wiesbaden geboren, Studium in Mainz und Boston, Promotion 1988 (Boston) und 1992 (Mainz), lebt als Sprachlehrerin und Publizistin in Wiesbaden.

die sich den Anfechtungen des irdischen Lebens stellen muss. Vorgestellt werden weltzugewandte Priestergestalten, die sich nicht mit theologisch-dogmatischen Problemen auseinanderzusetzen haben, sondern sich ohne Berührungängste um große und kleine Menschenschicksale kümmern und dabei selbst keineswegs als «Halbgötter in Schwarz» daherkommen. Die Pfarrergestalt rückt so als Person in den Mittelpunkt, bei der zwar die Vorbildlichkeit als «Bote Gottes» vorausgesetzt ist, aber hauptsächlich das Innenleben interessiert, in dem sich auch menschliche Schwächen und Versagen zeigen. Dass ein solcher Blick «nach innen» ideale Voraussetzungen für hohe Leserzahlen schafft, dürfte spätestens seit dem Bestsellererfolg von Colleen McCulloughs «Dornenvögel» zur Genüge bekannt sein. Die hohen Auflagen von solchen immer wieder neu aufgelegten Darstellungen des Zölibatskonflikts zeigen deutlich, dass die «Innenperspektive» hinter Amt und Gewand dem Leserbedürfnis nach Unterhaltung genau entspricht. Die Priesterthematik ist, so scheint es, besonders dazu geeignet, Lebens- und Schicksalskonflikte sowie moralische Problemkonstellationen nach einer unterhaltenden Dramaturgie mit den Ingredienzen Rührung, Spannung und Sensation publikumswirksam zu inszenieren.

In dieser unterhaltenden Dramaturgie kommt der Priester als Vertreter einer übernatürlichen Welt nicht mehr vor. Sein geistlicher Beruf gilt vielmehr primär der Lösung von Lebensproblemen und zielt entsprechend nicht mehr auf eine im Jenseits verankerte Transzendenz, sondern auf innerweltliche ethische Handlungsanweisungen für das Verhalten der Menschen untereinander. Die metaphysisch-theologische Zielrichtung ist ersetzt durch eine ethisch-menschliche Perspektive, die den Priester nicht als Vertreter des Dogmas sieht, sondern als welterfahrenen, erdverbundenen Pfarrer «von unten». Eine Durchsicht moderner Priesterromane zeigt, dass diese Ablösung der Literatur von der Theologie, das Auseinandertreten von Dogma und Unterhaltung und die sich darin aussprechende Weltzugewandtheit der Priestergestalt die romanhafte Auseinandersetzung mit der Priesterthematik bestimmen. Diese durchläuft eine Entwicklung, in der Zug um Zug Probleme des Dogmas zurücktreten gegenüber allgemeinen religiösen Themen und Problemen der praktischen Wirksamkeit in der Welt.

Der Priester als Mensch wie du und ich

Deutliche Spuren des Auseinandertretens von Literatur und Theologie, von Dogma und Unterhaltung lassen sich bis in die Priesterroman-Literatur des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen. Sie sind eingebunden in eine reiche Tradition religiöser Gebrauchsliteratur, die in den heute fast gänzlich vergessenen Priesterromanen eines Ernst Zahn und Peter Rosegger einen vorläufigen Höhepunkt erreichte. Die genannten Formen theologischer Sezessionen und die damit einhergehende Auflösung dogmatischer Probleme in ethische und gesellschaftliche Fragestellungen spiegeln sich hier in der Spannung zwischen Berufung und Alltag, Moral und Anfechtung. In allen Spielarten dieser Romane stößt man auf ein gleichbleibendes Erzählverfahren, das sich bis in die Unterhaltungsromane der Gegenwart unversehrt erhalten hat. Die Romane lösen die Priestergestalt von Amt und Berufung und nehmen vor allem das Menschentum des Geistlichen in den Blick. Dabei verselbständigen sich zugleich emotional und psychologisch besetzte Motive von den zugrundeliegenden

theologischen Inhalten. Ob es um den Zölibat oder das Beichtgeheimnis geht – das Thema interessiert in erster Linie als Mittel der Spannung und konfliktträchtiges Problem, das «Unerbauliches» abseits der kirchlichen Tradition zu Tage fördert. In den Romanen eines Peter Rosegger oder Rudolf Greinz um Priester in der Krise sind nicht die theologischen Fundierungen entscheidend, sondern die gesellschaftlichen Reaktionen auf Seelenhirten, die gegenüber einem als veräußerlicht und hierarchisch präsentierten kirchlichen Machtapparat profiliert werden.

Der Priesterstand erscheint dabei als rein menschliche Kategorie. Das Ideal des Priesters verkörpert der, der den Forderungen des irdischen Lebens gerecht wird. So lobt Ludwig Anzengruber im «Sündkind» (1878, Berlin 1910) den Priester, «der erst mit der Welt fertig geworden ist, eh' er sich hat weihen lassen» (15). Ähnlich ist in Ernst Zahns Roman «Albin Indergand» (1901, Frauenfeld 1922) der Pfarrherr Josef Steiner mehr Mensch als Priester. Nicht seelsorgerliche Anliegen, sondern reine Menschenliebe zieht ihn zu seinem Schützling Albin, den Sohn eines Mörders, den er zu einem verantwortungsvollen Menschen heranbilden will. Der Pfarrherr widmet sich einer Erziehung, die Albin einfühlsam und behutsam zur ethischen Reife entwickeln lässt. Die Erziehung gelingt. «Es tut wohl», so spricht der Priester auf dem Totenbett, «an das Gute zu glauben und das, woran man geglaubt hat, siegen zu sehen» (323). Trotz aller Irrwege seines Schützlings hat der Pfarrherr Albin nie menschliche Zuwendung verwehrt. In des Priesters Seele «waltet die allmächtige Barmherzigkeit, die ihr allezeit innewohnte, waltet der Glaube an das Gute, das er gleich einem kleinen Funken brennen sah in der Nacht eines jeden, auch des Verworfensten, der Glaube, der seinem Dorfe und der Menschheit fehlte» (224f.)

Im Vordergrund steht bei Zahn das rein menschliche Ringen des Pfarrherrn um seinen Schützling, eine theologische Durchbildung der Priestergestalt fehlt. Der Priester ist Vertreter einer undogmatischen Gefühlsreligion, die Liebe, nicht Glaube zum Wesen des Christentums erklärt. Ähnlich stellt Peter Rosegger einen vermenschlichten Priester in den Mittelpunkt, der, «wie wir alle», religiös sucht, zweifelt und in Versuchung geführt wird. Rosegger ist in «Die beiden Hänse» (1897, Leipzig 1916) überzeugt, dass «überall Misstrauen gegen die Kutte» herrscht und «doch in den meisten Fällen nichts drin (steckt) als ein armer, gequälter, verzagter Mensch» (27). In Roseggers Charakterstudie «Das ewige Licht» (Leipzig 1897) gilt der Geistliche entsprechend nur in so weit als überzeugender Priester, als er wirklich Mensch ist. Brüderlichkeit, Menschenliebe und Nachsicht verbinden den Pfarrer mit der bäuerlichen Welt. Der Abstand, den der «schwarze Rock» bisweilen hervorruft, ist aufgehoben. Der Priester ist kein Fremdling unter den Menschen und in der Welt.

Dass dieses Einssein mit der Welt jedoch oft nicht gelingt, zeigt das mit der naturalistischen Epoche immer beliebter werdende Thema der Zölibatsfrage, das in den Romanen vorwiegend als menschliche Tragödie gesehen wird. So zerbricht der Priester in Anzengrubers «Sündkind» am Eheverbot und gerät, schwach und haltlos, in moralischen Sumpf. Der Kampf mit unterdrückten Sehnsüchten geht schließlich bis zur Selbstvernichtung. Die sexuell-menschliche Seite von Priestern steht auch im Vordergrund von Peter Roseggers «Dorfkaplan» (Wien 1883). Rosegger sieht den Priester nicht als erfüllten Diener Gottes, sondern als zerquälten Menschen, für den das asketische Ideal des Zölibats zur Tragödie seines Lebens wird.

Der Zölibat übt eine zerstörerische Wirkung im Alltag aus. Der Priester findet als Mensch nicht zu sich selbst und versucht bis zur völligen Selbstaufgabe gegen seine Liebe anzukämpfen. Als die Geliebte von einem anderen verführt wird, geht der Priester freiwillig in den Tod.

Auch in Richard Voß' Roman «Zwei Menschen» (Stuttgart 1911) stehen Menschliches und Priesterliches scheinbar unversöhnlich nebeneinander. Voß beschreibt die Beziehungsgeschichte zwischen dem Augustinerpater Paulus und dessen Jugendliebe Judith Platter. Der zölibatäre Beruf des Priesters führt zu dramatischen Konflikten. «Der Kampf zwischen ihm und ihr war nicht etwa ein Kampf zwischen Priester und Christin, sondern», so Voß, «der große Kampf der Geschlechter», «der blutige Kampf zweier Menschen» (344). Die steten Versuche des Paters, Judith Platter zum Christentum zu bekehren, scheitern. Für Judith, die «Königsfrau» mit «hexenhafter» Gewalt über alle Menschen, ist Arbeit Religion; für Gott, Kirche und institutionelle Vorgaben ist in dieser Religion kein Platz (15). Für den Pater wird das Leben zu einem ständigen Ringen zwischen seinen Amtspflichten und seinem Drang nach Liebe und Weltfreude. Der Konflikt stürzt den Priester in eine seelische Krise. Er ist überzeugt, einer Fehlberufung erlegen und weder «ein guter Christ» noch ein «getreuer Diener des Herrn» zu sein (150). Der Priester sieht sich «als ein von Gott Abgefallener» (30). Mit dem Aufschrei zu Gott – «Mein Leben war verfehlt» – beendet der Priester sein Leben (355). Die Lebenskrise, in die der Priester durch den Zölibat gestürzt ist, ist zu einer Glaubenskrise geworden, die nicht überwunden werden kann.

Der Priestergestalt in Rudolf Greinz' Roman «Allerseelen» (1910, Wien 1947) gelingt dagegen ein Ausweg. Der Geistliche verzichtet auf die geliebte Frau und legt das Priestergewand ab. Losgelöst von den Banden des priesterlichen Amtes leistet der Geistliche weltliche Buße. Die Probleme des Priesters sind auch in Greinz' Roman elementar menschliche. Als der Priester von der Liebe zu seiner Stiefmutter erfasst wird, meint er zunächst, «dass er hier nicht als Mensch denken und fühlen dürfe. Hier war er Priester, ein Stellvertreter Gottes» (144). «Er wollte ein Diener des Herrn und der Menschen sein. Das war sein höchstes Ziel» (93). Aber der Anspruch ist zu hoch. Wie in Voß' Roman stürzt der Zölibatskonflikt den Priester in eine tiefe Glaubenskrise. Das Gebet wird ihm «zur leeren Formel» (195). Als der Priester nach einem gescheiterten Selbstmordplan Zuflucht bei seiner mütterlichen Tante sucht, erhält er den Rat: «Leg das Kleid ab, das du trägst ... Von nun an sei dein Leben eine Buße ... Geh' weit fort ... hinaus in die weite Welt und suche dort deinen Gott zu finden, den du hier verloren hast» (265). Die Suche dauert ein Leben lang. Nach 40 Jahren sehen sich der Priester und seine Geliebte an einem Allerseelentag wieder. Der Priester hat seinen Gott wiedergefunden und kommt nicht, um zu bleiben, sondern um «das Allerseelen ihrer toten Liebe zu feiern» (301).

Als der Geistliche in Joseph Bernharts Roman «Der Kaplan» (München 1919) von einem Aushilfspfarrer gefragt wird, wie er «zum Weiblichen stehe», schweigt er betroffen. Der Priester nennt «diesen Punkt freiweg den schwierigsten des Klerikers, der ... jedem und auch ihm zu schaffen mache» (108). Viele Romane um die Wende zum 20. Jahrhundert verbinden damit zugleich ein Grundmisstrauen gegen alles Institutionelle und Amtliche. Edith von Salburgs Roman «Das Priesterstrafhaus» (Leipzig o.J.) und Emil Marriots Roman «Der geistliche Tod» (Wien 1884) präsen-

tieren eine Kirche, die nur aus Moralverboten zu bestehen scheint und als Institution lediglich verurteilt und Leben einengt. Salburgs Roman kritisiert die Kirche als grausame Richterin, die mit ihren Priesterstrafhäusern gnadenlos ihre Zuchtmittel gegen fehlbare Geistliche einsetzt und deren «Existenz in Trümmern schlägt» (154). Der Zölibat erscheint dabei einseitig als eine Frage der Kirchendisziplin.

Emil Marriot beschreibt in ähnlich naturalistischer Darstellung ein anderes «geistliches Zuchthaus», die Strafpfarrei, in der der Priester geistig und körperlich verfällt. Hans Heinrich Ehrlers Roman «Die Reise ins Pfarrhaus» (München 1913) führt die Auseinandersetzung dagegen mehr vom humanitären Standpunkt aus. Im Gegensatz zur kirchenkritischen Position von Marriot löst Ehrler den Konflikt des Priesters durch die Ersatzwerte von Natur und Kunst. Sinnlichkeit und Priestertum sind aber auch hier unvereinbar. «Wir Priester tragen alle Zerbrochenes in uns», lässt Ehrler seinen Helden sagen (219). Der Zwiespalt zwischen dem Glück der Welt und ihrer Entsagung ist nicht aufzulösen.

Für Autoren wie Hans Heinrich Ehrler ist der Zölibat nicht als sinnvolle und wertvolle Existenzform denkbar. Dass Priestersein und zölibatäres Leben verpflichtend verbunden sind, wird als Zwang und Lebenseinschränkung gesehen. Nach biblischem Zeugnis bekommt die Lebensform des Zölibats ihre besondere Bedeutung und Werthaftigkeit nur, wenn sie im Dienst des Gottesreiches gelebt wird. Dieser Dienst misst sich am Beispiel Jesu. Die zölibatäre, ehelose Lebensweise Jesu ist keine Form der Askese und Enthaltbarkeit, sondern eine intensive Form der Liebe. Solche Liebe verlangt nach Hingabe der ganzen Person. Sie verwirklicht das Verlangen nach Beziehung, Annahme und Intimität und umfasst auch die gefühlsmäßige Dimension der Sexualität. Intimität und Liebe zu Gott schließen sich in der zölibatären Lebensform also nicht aus, wie die naturalistischen Autoren suggerieren. Der Zölibat, der sich am Leben Jesu orientiert, beinhaltet vielmehr eine besondere Liebe – das Verlangen, sich in Gottes Liebe hineinfallen zu lassen und mit dem zärtlichen und leidenschaftlichen Gott eins zu werden. Wer zölibatär lebt, muss daher beziehungs- und liebesfähig sein. Dass dies nötig und möglich ist, wird in der Zölibatskritik von Romanautoren wie Peter Rosegger nicht berücksichtigt, da der Zölibat hier gerade als Unterdrückung der Liebesfähigkeit verurteilt wird.

Der Priester als Mitarbeiter Gottes

Neben den Priestergestalten, die den Konflikt des Zölibats nicht überwinden können, stellt sich in der Romanliteratur die Reihe derer, die zu ihrem Amt stehen und sich zur Unaufkündbarkeit ihrer Verpflichtung bekennen. Ein Priestertypus wird hier vorgestellt, den die Menschen gerade in seiner Anfechtbarkeit lieben. Der Priesterkandidat in Joseph Weingartners Roman «Über die Brücke» (Innsbruck-Wien 1929) bewahrt sein Priestertum auch im Angesicht eigener Schwäche. Er weiß, dass sich der Herr «nur ein armes Menschenkind zu seinem Dienst erkoren hat» und ihm «die Stunden bitteren Kampfes, herber Enttäuschung und tiefster Mutlosigkeit nicht erspart bleiben» (122). Aber er bewährt sich und erfährt sich gebunden an ein Amt, das alle Möglichkeiten der Selbstverwirklichung in dieser Welt überschreitet. Auch Hans Watzliks «Pfarrer von Dornloh» (Berlin 1930) leidet, wird versucht und zweifelt, aber er harrt schließlich aus. Nikolaus Ibenbaum will

allen «ein Nothelfer sein, die da mühselig und beladen leben in der Einöde» (11). Ibenbaum tröstet seine Pfarrkinder mit den Worten: «Das Kreuz wohl gefasst, ist halb getragen» (251). Als die Tochter eines Offiziers in ihm den Wunsch nach Familie weckt, zweifelt Ibenbaum, ob er «wirklich einer inneren Berufung gefolgt» ist oder «es nur tändelnder Zufall» war, dass er Priester wurde (83). Ibenbaum hält an der Berufung fest, er nimmt die Ehelosigkeit als unverzichtbares Moment des Lebens in besonderer Christusnachfolge an. Watzliks Priestergestalt findet so zur totalen Verfügbarkeit für das Wirken der Gnade. An ihm erfüllt sich das Wort: «Wer ganz sich hingibt, der behält sich ganz» (369).

Eine Haltung, in der der Geistliche immer weniger für sich lebt und immer mehr für Christus, lässt auch das pastorale Wirken der Priestergestalt in Ludwig Mathars Roman «Herr Johannes. Der alte Pfarrer von Hohen Venn» (München 1930) fruchtbar werden. Der Priester wird von Mathar als Beispiel gebendes Vorbild dargestellt, das den eigenen Wahlspruch, «Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe», bedingungslos erfüllt (323). Der Priester weiß: «Ja, er muss stark sein, wenn alle schwach sind; er muss Hilfe wissen, wo alle verzagen; er muss Mahner sein, wo alle schweigen. Und brechen allen die Knie, trägt er, ganz allein, ihnen allen voran, das schwere Kreuz» (227). In Watzliks und Mathars Romanen gewinnt der Priester jene geistliche Mittlerrolle zurück, die Rosegger, Greinz und Anzengruber im Menschentum des Priesters nicht mehr annehmen. Watzlik und Mathar stellen das Priestertum als Dienstamt vor, das von pastoraler Liebe, der Liebe des Guten Hirten bestimmt ist. Aus dieser Haltung heraus werden in den Romanen die Anfechtungen der irdischen Liebe überwunden. In selbstloser Hingabe streben Watzliks und Mathars Priester danach, ihr Leben für das Seelenheil der anderen zu opfern. Das Priesteramt verlangt diese Liebe und vermittelt sie zugleich. Damit ist der Priester aus der rein diesseitigen Betrachtungsweise der Zölibatsromane herausgehoben und wird die Übernatürlichkeit seiner Berufung wieder in den Vordergrund gerückt.

Ähnlich wird die Priestergestalt in Helene Haluschkas «Der Pfarrer von Lamotte» (München 1930) und Jakob Kneips «Porta Nigra oder die Berufung des Martin Krimkorn» (Leipzig 1932) als Vermittler göttlicher Gnade vorgestellt. Die pastorale Gesinnung dieser Priester wurzelt in ihrer lebendigen Totalhingabe an Christus. Der Priester ist ein «Erwählter Christi» für das Heil seiner Brüder, ein «Sklave Christi» im Dienst der brüderlichen Liebe (Phil 3,12; Gal 1,10; 5,13). Es ist Edzard Schaper, der dieses sakralisierte Priesterbild aufnimmt und theologisch vertieft. Für Schaper ist der Priester wie Paulus «Gesandter an Christi statt» (2 Kor 5,20). Der Priester ist als Mitarbeiter Gottes «Vikar» Christi und Werkzeug seines Heilshandelns. Diese Aufgabe betrifft den ganzen Lebensvollzug mit existentiellen Konsequenzen. Sie fordert «tägliche Lebenshingabe», «tägliches Sterben» in Hingabe an die Christusnachfolge (1 Kor 15,31). Aus dieser Haltung der Hingabe, der Verbundenheit mit dem Herrn versucht der Priester, Menschen auf den Weg der Nachfolge zu bringen.

Der Gefangene in Schapers Roman «Die Macht der Ohnmächtigen» zeigt dem Priester den Strick, den er sich aus Angst vor der Folter gedreht hat, als einzige Freiheit, die er noch hat. Vor dieser abgrundtiefen Verzweigung verzagt der Priester. «Alles, was er zu dem stumm neben ihm Brütenden gesagt hatte, kam ihm schal und wie eingelernt vor – ohnmächtig, den ungeheuren Berg abzutragen, unter dem

diese Seele am Ersticken war. ... Jetzt konnte er nur noch bitten, dass Er sie beide überwältigte durch seine Kraft. Gerne wollte er der Beschämte und Schwache sein, wenn sich die Macht und Herrlichkeit nur an dem anderen offenbarte. Das war das Einzige, wozu sein Amt gut und nütze war: dass es ihn schwach erweise vor der Stärke Christi» (209–210). Der Priester erfährt sich als Hindernis und Grenze. Er muss sich selbst aufgeben; er verkündigt und produziert nicht sich, sondern will Durchlass-Stelle für Gott sein. Der Priester darf, so Schaper, als Mensch völlig unbegabt sein, weil er eine andere Wirklichkeit vertritt und es auf ihn als Person nicht ankommt. Gerade in dem Augenblick, wo der Priester als Person zurücktritt, wird er erst transparent für das Göttliche.

Durchdrungen von dem Bewusstsein der eigenen Ohnmacht bricht der Priester in das Gefängnis des Verlorenen ein und rührt dessen Herz gerade kraft seiner Ohnmacht. Der Priester weiß, dass nicht er der eigentlich Handelnde ist und dass er alles überwinden kann nur im Zeichen dessen, der die Macht verleiht. In der Schwachheit und Ohnmacht des Priesters leuchtet so das Wirken Gottes auf. «Es war ein höherer Verstand, als er ihn sich selber zumuten durfte, der ihn dem stumm neben sich Brütenden mit einemmal beide Hände auf die Schultern legen und ihm befehlen ließ: «Beichten Sie!»» (210). Gerade dort, wo der Priester in seinem Menschsein zurücktritt, ist Gott gegenwärtig. Die Beichte wird zur Umkehr, alles wird in die Hände Gottes gelegt. Schuld und Versagen werden vor Gott ausgesprochen und ihm übergeben. «Sie sprechen vor Gott», sagt der Priester, «und nicht vor dieser Welt» (210). Der Priester handelt nicht für sich selbst. Er weiß, dass er aus sich selbst heraus nichts vermag. Er tritt als Person erneut zurück, um frei zu werden für die Offenbarung. «Ich bin nicht der Richtige», sagt der Priester. «Glauben Sie mir nur im Sakrament und in den Worten des Herrn ohne Hinzutun. ... Wir bezeugen den Auferstandenen und lassen ihn stündlich in uns selber begraben. Die Gnade will, dass wir dies müssen. Sehen Sie, schon das ist Gnade – zu unserer Anfechtung. Und die Liebe lässt uns das Tag für Tag aufs neue erfahren, denn einmal könnte es sein, dass das Wunder an uns geschieht» (301–302). Als Mittler der Gnade kann der Priester betend auch Ungläubige zu Betern machen. Der Priester ist ein zerbrechliches Gefäß, der darin seine Gnade trägt. Auch er ist das Schwache, dessen Gott sich bedient, um die Ohnmacht der Mächtigen und die Macht der Ohnmächtigen zu erweisen.

Der Priester in der Welt

Luise Rinser entmythologisiert das auf Heiligkeit und Mittlertum hin geprägte Priesterbild Schapers. Ihr Roman «Daniela» (1953, Frankfurt 1975) sucht den Menschen hinter dem Priester, sein menschliches Schicksal, das ihn vom «Podest» herabkommen lässt und ihn mit den Sündern gemein macht. Im Ringen um Gott wird der Priester hineingeworfen in seine konkrete Menschenarmut. Der Priester ist ganz Mensch, und doch wirkt das Gnadengeheimnis in ihm. Er ist Büsser, der mit seiner Schuld nicht fertig wird, er ist Opfer von Glaubensleere und Gleichgültigkeit, verfallen an eine Frau und doch ein «Eiferer» zwischen Gott und den Menschen (20).

Rinsers Daniela ist eine junge Lehrerin, die in einem abgelegenen Moordorf den Menschen helfen will. Sie hat alles zurückgelassen, ihre Familie, ihren Verlobten,

die behütete bürgerliche Welt, um einen Menschendienst zu erfüllen, an dem sie letztlich ebenso wie ihr Vorgänger scheitert. Als Daniela dem Geistlichen begegnet, ist es gerade das Sakrale und das Priesterliche, das sie anfangs erschüttert und bestürzt. Daniela spürt die «furchtbare Ergriffenheit» des Priesters in der Messe (21). Sie erlebt, wie der Priester in der Feier des eucharistischen Opfers Christus als den eigentlich priesterlich Handelnden repräsentiert. Daniela, «die Ungläubige», fühlt den «tiefen Schrecken, den ein Priester empfindet, wenn er mit seinen Händen den furchtbar geheimnisvollen Auftrag vollzieht, Gott zu opfern» (21).

Daniela ist ergriffen von der Vollmacht des Priesters, «in persona Christi» das Opfer darzubringen. «Daniela ist blass vor Erschütterung. Sie versucht dem Bann zu entkommen, der sie unbegreiflich lähmt» (21). Daniela wehrt sich gegen den Eindruck der besonderen Berufung des Priesters. Sie will ihn als Verbündeten für ihren Menschendienst, und nicht als «Heiligen» oder «Eiferer» (20). Auch der Priester selbst sucht seinen Platz inmitten der Gemeinde, er fühlt sich nicht durch die Weihe auf besondere Weise herausgehoben. Er will in der Gemeinde seinen Heildienst an der Gemeinde leisten. Daniela wird Zeuge, wie der Priester sich in einer Predigt vor seiner Gemeinde selbst demütigt. «Ich bin ein Mensch wie Ihr», sagt der Priester, «und angefochten wie Ihr ... Wäre ich ein Gerechter, so wäre ein Abgrund zwischen Euch und mir. Doch ich bin Euresgleichen, ein Sünder. ... Darum liebe ich meine Sünde, weil sie mich mit Euch verbindet, und Gott, der Euch um Eurer Demut willen liebt, wird mich wegen dieser meiner Liebe zu Euch lieben» (92-93).

Der sündige, seiner selber unsichere Priester muss sich gegen die Verachtung und Gleichgültigkeit seiner Gemeinde behaupten. Er empört sich nicht angesichts der Bosheit, Verstrickung und Herzenshärte seiner Gemeinde, sondern leidet still mit den Sündern. Der Priester lebt sich selbst opfernd und demütigend für seine Gemeinde – und wird von ihr missachtet. Daniela fühlt sich zu dem Priester hingezogen, gerade weil er «sich so sichtlich in die Rolle des Niedrigsten im Reich Gottes» begibt und er die ihm anvertrauten Seelen aus dem Bannkreis des Bösen befreien will (95). Aus Danielas Ergriffenheit entwickelt sich langsam eine Liebe, die der Priester als furchtbare Versuchung erfährt. Der Priester spürt: «Gott hat zwischen sich und mich dieses Mädchen gestellt wie den Mond zwischen Sonne und Erde.» Aber der Priester weiß auch: «Ich kann nicht zu Ihm kommen ohne dieses Mädchen» (141). Die himmlische Liebe ist ohne die irdische nicht möglich. Dass die Kirche Selbsterfahrung und Selbstverwirklichung im Zeichen dieser irdischen Liebe nicht zulässt, ist Teil der kirchenkritischen Konzeption des Romans. Stereotyp auf das Reizthema des Zölibats abzielend, erweckt der Roman den Eindruck, als sei es gerade die Kirche, die Selbstverwirklichung nicht möglich mache. Doch Rinser lässt den Roman versöhnlich ausklingen, der Geistliche findet zu seinem Priestertum zurück. Als ein demütiger, der allein der Gnade die Offenbarung eines anderen Lebens verdankt, bleibt der Priester in seiner Gemeinde und hält die Trennung von Daniela aus. Bis ins Letzte hat er das durchlebt, was sein Beichtvater vor ihm ausspricht: «Sie sind Priester, nicht weil Sie die Weihen empfangen haben, sondern weil Sie dazu berufen und auserwählt sind von Ewigkeit her» (186).

Auch Roman Scholz sieht in seinem Roman «Goneril» (Wien 1947) die irdische Liebe nicht im Widerspruch zur Liebe zu Gott. Scholz' Priester kennt ein «Urrecht der Liebe»; er glaubt an die schicksalhafte Bestimmung zweier Menschen füreinander

(192). «Und niemand entrinnt der Bestimmung» (84). Für Scholz ist das Ausleben dieser Bestimmung keine Verletzung der Ganzhingabe an den Herrn. Erst durch die gelebte Liebe stößt der Priester in die Tiefe seiner Berufung vor. Auf dieser Linie liegt auch Gudrun Pausewangs Roman «Rio Amargo» (Stuttgart 1959). Die theologische Fundierung der Ehelosigkeit als Existential des Priesterlebens rückt hier noch weiter in den Hintergrund. Der Priester wird vielmehr vorgestellt als jemand, der in die allgemeine Lebensweise der Menschen eingereicht werden und grundlegende menschliche Lebenserfahrungen, vor allem das Verlangen nach menschlicher Liebe, teilen will. Die Beziehung zwischen dem Indio Rumen, der Priester werden will, und einer Frau, die sich in ihn verliebt, ist im Roman als Begegnung beschrieben, in der beide den Höhepunkt des Schenkens Gottes erfahren. Die Frau findet so zu sich selbst zurück. Gott, so ist sie überzeugt, hat Rumen «als Werkzeug auserwählt um meinetwillen, und mich für ihn» (242).

Sexualität ist in Pausewangs Roman eingebunden in eine personal ganzmenschliche Begegnung, die wie eine dämonische Fügung erscheint. Pausewang billigt das Recht auf Liebe ausdrücklich und verurteilt Sexualität nur dort, wo sie menschenverachtend und verletzend wird. Rumens Liebe zu einer Frau bedeutet im Roman nicht Verrat an Gott. Auch solche Liebe, betont Pausewang, ist auf das Übernatürliche hin angelegt. Rumen kann die Frau am Ende loslassen. Er erfährt den Verzicht als Gewinn: als Zuwachs an Freude, Stärke und Gnade. Rumen wird ein guter Priester werden, und zwar nicht trotz der Liebe zu einer Frau, sondern gerade weil er sie erlebt und so allen Hochmut und alle Herzenskälte überwunden hat. Im Gegensatz zu den naturalistischen Zölibatsromanen dominiert damit wie bei Rinser ein Priesterbild, in dem der Bruch des Zölibats positiv profiliert wird. Das Menschentum des Priesters steht nicht mehr unversöhnlich neben der sakralisierten Mittlerrolle.

Abschied vom Mittlertum

In Pausewangs Roman findet Rumen zu jener Mittlerrolle zurück, die er anfangs als Überforderung erfahren hat. Rumen wird Mittler zwischen dieser Welt und jener, der aus einer tiefen Gottesbeziehung lebt. Viele Priestergestalten der Gegenwartsliteratur haben die Selbstsicherheit dieser Mittlerrolle verloren und stellen auf dem Hintergrund einer alles zersetzenden Krise des eigenen Selbstverständnisses die Gottesfrage neu und eindringlich als Frage nach der Glaubwürdigkeit der Berufung. Der Priester in Manuel Thomas' Roman «Die Nabelschnur» (Wien-München-Zürich 1981) bekommt die eigene Berufung nicht mehr «in den Griff» (11). Das «wirkliche Leben» für «diesen ungeliebten, ein paarmal im Leben gebrauchten Beamten höherer Weihen» zermürbt (190). «Als beruflich bedingter Junggeselle», so der Priester über sich selbst, «dreht man sich immer um die eigene Achse, im Kreise, verliert das Augenmaß für die Umgebung, gesetzt, man hätte es je gehabt, dazu kommt diese Unsicherheit der Identität: für die einen ist man nichts als Priester, für die anderen aber geradezu ein Fetisch, nicht für viele, aber doch immer wieder» (192).

Der Priester hat die eigene Mitte verloren, auch Gott kann er nicht mehr «passend einordnen» (11). Der Priester ist sprachlos geworden, er weiß nicht, wie er verkündigen soll, wie er seine «eigene Unsicherheit derart ummünzen (soll), dass sie den anderen Sicherheit gibt». Die Verpflichtungen der «offiziellen Kirche» erdrücken

und entfremden den Priester immer mehr von seiner Berufung (33). Für die verlorene Sicherheit des Glaubens findet sich kein Ersatz. «Versuche mit charismatischen Bewegungen», «neuen Formen der Gemeinde», «marxistischen Ansätzen, ... Positionen, von denen aus man Kämpfe ficht, ... Ideologien» – das alles hilft nicht über die eigene Glaubensnot und innere Leere hinweg (91). «Es hilft letztlich nicht weiter, wenn man nicht mehr kann» und das Priesterleben als gescheiterter Versuch erfahren wird, sich mit «grenzenlosem Selbstbewusstsein, als Gottvertrauen deklariert, daran zu machen, über die Runden zu kommen ...» (145, 19). Der priesterliche Beruf ist zu einer unmenschlichen Tortur geworden, zu einem «lebenslänglichen Alleingang», «einer einzigen Kette von Überforderungen», einer Überforderung vom Evangelium her, vom Amt und der Gemeinde her, vor allem aber auch vom eigenen Anspruch her (61, 33).

Die Krise, die den Priester erfasst hat, berührt nicht nur die inneren Widersprüche und Überforderungen des Berufes, sondern letztlich auch die eigene Gotteserfahrung. Der Priester spürt keinen Boden mehr unter den Füßen, Gott scheint ihm ferne zu sein. Für den Priester ist «der Glaube an einen unsichtbaren, alles bestimmenden, alles kontrollierenden Gott langlebiger als der Glaube an einen menschengewordenen Gott, der dann zwar zunächst näher ist, sich aber auch leichter entfernt, seinen Tod erleidet oder einen anderen Abschied nimmt» (185). Dieser menschengewordene Gott ist für den Priester ein abwesender Gott. Er sagt seine Nähe nicht verbindlich zu, er macht seine Gegenwart nicht bleibend erfahrbar, und «das ist das Problem». «Das ist das Unmenschliche an Gott», wie ihn Thomas' Priester sieht: «dass man seine Nähe, das Erspüren seiner Nähe, hervorrufen kann, wie man ein Licht an- und ausknipst, und wenn man es nicht ausknipst, geht es irgendwann von selber aus» (29). Eine Nachfolge im Zeichen dieses Gottes ist nicht mehr möglich. Der Priester ist aus allem losgelöst, herausgefallen in eine radikale existentielle Einsamkeit: «Diese Nachtbänke an den Nachtflüssen unter den Nachtbäumen: wenn man die Arme ausbreitet, kann einem die Lehne vorkommen wie der Querbalken eines Kreuzes, aber keiner bindet einen fest, erst recht kein Martyrium, Hammer und Nagel» (16). Die «Nabelschnur» zur Berufung und zum Beruf in der «Mutter Kirche» scheint abgetrennt.

Den Prozess der Abnabelung schildert der Ich-Erzähler in einem assoziativ, eruptiv vorgetragenen Selbsterfahrungsbericht, der «wie eine Beichte» wirkt (162). Diese Lebensbeichte stellt rückblickend die «selbstaufgelegte» und zugleich «anerzogene» Berufung in Frage (34). Im pruden katholischen Elternhaus fehlte «Intimität», «es herrschte auch im Gefühlsleben eine starke Disziplin». Die «Diskretion» in der Familie hatte «etwas Abstoßendes, beinahe Unmenschliches ...» (30). In der Familie führen «strenger Glaube und strenger Kirchengzwang zu dem ..., was persönliche Heiligkeit oder Frömmigkeit hieß ...» (33). Man erzieht die Kinder «in dem Glauben ..., alles stimme in sich ...» (32). Die Schwester unterstellt sich zunächst asketisch dem «strengen Kirchengzwang» und heiratet dann einen laisierten Priester, ihr «kontaktunfähiger» Bruder flüchtet sich in eine «abstrakte Jesus-Freundschaft» und schließlich in die Berufung – «wieder Flucht» (34, 67, 111). Die Flucht vermag die «verzweifelte Sehnsucht» nach Geborgenheit, menschlicher Nähe und Zuwendung nicht zu stillen (206). «Religiöse Verrichtungen» und Riten, «dieses Durchschnittliche und Unleidenschaftliche» werden zur Qual (209, 87). Es

kommt, so der Priester, «da alles zusammen, angefangen mit dem Glauben, dann mit der Professionalität des Verkündens und des Sakramente-Spendens, man soll das nicht unterschätzen, wenn man den Vorhang der Selbsttäuschung niederreißt, erscheint doch auch da das große Elend ... Und dazu die notwendige Routine des Ganzen, die Routine der ... Spiritualität ... und schließlich noch die Bindungslosigkeit, die Einsamkeit, die Freundschaftslosigkeit ...» (33–34).

Eine flüchtige Beziehung zu einer jungen Frau und das Sich-Einlassen auf die Liebe zu seiner Haushälterin lösen lähmende Schuldgefühle über die «verratene Berufung» aus, von denen sich der Priester durch erneute Flucht befreien will (222). Er erhält von seinem Bischof ein Jahr Freistellung und will in Südfrankreich zum ersten Mal ein Leben ohne «Selbstverzicht» führen, «ohne Hintergrund, ohne Zukunft, ohne Verpflichtung» (114, 155). In einer Priester-Gemeinschaft bei Bordeaux aber trifft der Pfarrer wieder auf Menschen, die sich ein «Pflichtenkarussell» «konstruiert» haben und den «Terminkalender ... der Gottes- und Nächstenliebe» gewissenhaft befolgen (203, 114). Für den Priester ist es unmöglich, «auf das sich drehende Karussell aufzuspringen», er kehrt zurück (203). Es bleibt die erfahrene und erlittene Einsicht, dass sich mit der fehlenden menschlichen Zuwendung und Zärtlichkeit auch Gott «auflöst» (178). Es bleibt aber auch die Hoffnung auf die Wirklichkeit eines «Wunders», das am Ende des Romans im Bild eines Dahliengartens erscheint: die Hoffnung auf die Rückkehr in den Garten der Schöpfung, einen Garten «von Nähe, ... von Zärtlichkeit und Vertrauen ...» (232).

Der Priester in Thomas' Roman wird mit all seinem «Unvermögen», seinem «Sumpf an Schuldgefühlen» über die «verratene Berufung» offen für einen Gott, der sich gerade im Zerbrechen menschlicher Möglichkeiten und Sehnsüchte als Gott der Liebe offenbart (172, 196, 222). Thomas' Priester gelingt es so am Ende, über alle Abgründe der Verlorenheit und Verzweiflung hinweg im Amt und im Glauben zu bleiben. Der Priester in Silvio Blatters Roman «Kein schöner Land» (1983, Frankfurt 1986) kennt dagegen nicht mehr das Vertrauen auf einen verborgenen Gott, der im menschlichen Leiden an der Existenz gegenwärtig ist. Francis Fischer zweifelt wie Thomas' Priester an seiner Berufung. Priester ist er geworden, «weil es der Wunsch der Mutter gewesen war, ein Wunsch wie ein Felsblock im Ackerland. Der hatte ihr Denken besetzt und war abends noch bestärkt worden mit Gebeten zur Muttergottes. Francis hatte gar keine andere Wahl gehabt, er hatte den Wunsch eingelöst. Sozusagen programmiert habe ihn die Mutter, dachte er. Berufen sei er, hatte sie selbst gesagt» (36). Aber der Priester kann die Berufung nicht ausfüllen und erfüllen. Er steckt in einer tiefen Berufskrise, die sich immer mehr zu einer Existenzkrise ausweitet. Der priesterliche Dienst ist abgeglitten zur Routine. Die Feier der Eucharistie erscheint dem Priester wie ein «Ritus ohne Inhalt und Sinn» (31). Der Verkündigungsauftrag ist dem Priester fragwürdig geworden. Er meint, «schweigen zu müssen, weil er keine frohe Botschaft (mehr) zu verkünden» hat (34).

Diese Glaubenszweifel stellen auch die priesterliche Lebensform an sich in Frage. Der Zölibat wird als unmenschliche Quälerei empfunden. «Angst vor seinem Körper hatte er, der gefangen bleiben sollte in einem Käfig. Francis hatte als Priester dem päpstlichen Gesetz zu gehorchen, das forderte ein todesähnliches Leben von ihm. Ein Leben ohne Leib» (139). Als der Priester sich in Lea, eine Mitarbeiterin in der Pfarrbibliothek, verliebt, verlässt er für sie sein Amt. Nach heftigen Protesten

und Schmähungen durch Gemeindemitglieder lässt Francis alles hinter sich und wandert mit Lea nach Kanada aus, um dort auf einer Farm zu leben. Die Entbehrungen des Farmerlebens machen Francis die Distanz zu den erstarrten Formen seines Priesteramtes immer deutlicher bewusst. Francis will fortan eine andere Form des Priestertums leben und ist überzeugt, mit dieser verweltlichten Form des priesterlichen Lebens die bessere Wahl getroffen zu haben: «Gewiss entbehrte er manchmal Kirche, Pfarrhaus, die Kinder, die er unterrichtet hatte. Aber schon unbegreiflich war es ihm, einmal Beichte gehört und von Sünde freigesprochen zu haben.» Der Familientisch ist jetzt Francis' Altar. «Wenn sie alle am Tisch in der Küche bei einem einfachen Mahl saßen, wenn Lea das Brot schnitt und verteilte, so feierten sie eine unverbrüchliche Form der Kommunion. ... Dem Dogma hatte er abgeschworen, dem Leben sich zugewandt. ... Er hatte jetzt ein besseres Leben, dessen war er sich gewiss, ein Leben in Gemeinschaft, eine Lebensform, die er als Priester gepredigt, aber nicht ausgeübt hatte. Francis wäre eine Heimkehr ins Freiamt unmöglich gewesen. Er kehrte hier heim, wie er das früher nicht gekannt hatte, Tag für Tag kehrte er heim» (499).

Mit dieser Heimkehr findet der Priester einen neuen Glauben, in dem die Kirche nicht mehr vorkommt. Andere Priestergestalten der Romanliteratur werden hineingeworfen in die Welt der Unsicherheit und der zweifelnden Suche nach christlichen Glaubenswahrheiten. Es gibt keine Glaubenssicherheit mehr, der Glaube steht in ständiger Anfechtung, bis zur grenzenlosen Gottesferne. In der düsteren Welt von Peter Handkes Pfarrer Pavel in «Mein Jahr in der Niemandsbuch» (Frankfurt 1994) ist der Glaube abgestürzt in die Selbstzweifel eines Skeptikers, der sein Priestergewand ablegen und «ein Niemand, eine Kreatur» sein will (613). Was Pavel hält, sind nicht sein priesterliches Amt oder seine Berufung, sondern die Gewissheit, dass Menschen ihn als Menschen brauchen. Die Sterbenden, bei denen der Priester «möglichst täglich vorbeischaute», sehnen sich nach jemandem, der ihnen die Hand auflegt und Trost spendet (902). Dass der Priester dies nicht mehr aus einer Haltung der Glaubenssicherheit und Kirchentreue tut, spielt für die Sterbenden keine Rolle, sie suchen menschliche Zuwendung und Nähe. Der Priester verhält sich solidarisch und teilend, er verkündet keine theologischen Erkenntnisse, sondern vermittelt konkrete Erfahrungen, die aus seiner Menschenliebe erwachsen. Die besondere Mittlerrolle, wie sie noch Schaper dem Priester zuweist, vermag Handkes Gottesgrübler nicht mehr zu leben.

Auch die Priestergestalt in Günter Grass' Roman «Ein weites Feld» (Göttingen 1995) ist in ihrem Mittlertum nicht mehr unangefochten. Pfarrer Bruno Matull besitzt nicht jene «alle Zweifel wegschminkende Gewissheit der Pfaffen» und hat es «nicht leicht mit sich» (301, 299). Bei einer Ansprache anlässlich einer Hochzeit, die kurz nach der Wende stattfindet, berichtet der Priester von seiner eigenen Wende. Er erzählt davon, wie ihm «der Boden unter den Füßen schwankend geworden» sei und er sich auf «des Glaubens Kehrseite» geschlagen habe. Matull ist entschlossen, «den unansehnlichen Zweifel als Alltagskleid» zu tragen (302). Er weist jenen Glauben zurück, der selbstgewiss und zupackend Gott für sich vereinnahmt und festlegt. «Glaubt nicht blindlings», fordert der Priester, «lasst endlich Gott aus dem Spiel. Gott existiert nur im Zweifel. Entsagt ihm! Müde aller Anbetung lebt er vom Nein» (303). Dieser Priester, der um Gottes willen auszieht, «nur

noch dem Zweifel zu dienen und allerorts Zweifel zu säen», ist ein anderer Gotteszweifler als Blatters und Handkes Priester (303). Er ist jemand, der im Zweifeln Gott bejaht und sich von ihm angenommen weiß. Was er verloren hat, ist das feste Stehen in der überlieferten Tradition und die selbstverständliche Einbettung in Kirche und Theologie, die den sakralisierten Mittler in den Romanen Schapers noch auszeichnet.

Die Priestergestalt in Petra Morsbachs Roman «Gottesdiener» (Frankfurt 2004) hat ebenfalls vom sakralisierten Mittlertum Abschied genommen. Erzählt wird der Lebensweg von Isidor Rattenhuber, der sich vom stotternden Dorfdepp aus Niederbayern zur Priesterweihe hocharbeitet. Die Kirche rettet Isidor aus trostlosen Lebensbedingungen, und er weiß sich ihr verpflichtet. Mit welchen Schwierigkeiten ein Mensch zu kämpfen hat, der seinen Glauben zum Beruf macht, das schildert die von der Literaturkritik als «narrative Metaseelsorgerin» titulierte Autorin eindringlich. Isidor ist ein suchender Idealist, der sein Amt ausfüllen und der Gemeinde dienen will. Dabei plagt er sich ständig mit eigenen Schwächen und der Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit – für Petra Morsbach ein Signum des Priesterberufes. Die Priester, so betont die Autorin in einem Interview, seien «angeschärft in ihrem Bewusstsein für die Widersprüche ihres Berufes und ihres Lebens». Entsprechend schildert der Roman, wie die Hauptfigur fast zerbricht am Zwiespalt zwischen den Anforderungen des Amtes als Priester und eigenen Bedürfnissen.

Am Schluss des Romans schenkt die Autorin ihrem Helden eine unerwartete Befreiung. Als der sterbende Isidor im Fieberwahn die schönsten Momente seines Priesterlebens an sich vorüberziehen lässt, wirkt er fast wie ein Heiliger, der in seinem Leben das Martyrium Jesu auf sich genommen hat. So profiliert der Roman Isidor schließlich doch als Sympathieträger, der – anders als seine Mitbrüder – eben kein Rebell gegen die Kirche, kein Kämpfer gegen die Zölibatsverpflichtung und kein Dunkelmann des sexuellen Missbrauchs ist. Der versöhnliche Ausgang des Romans zeigt, dass der lebenslange Kampf des Priesters nicht ohne Lohn bleibt und die Religion auch weiterhin Trost zu spenden vermag.

Der Priester als «Mann für alle Fälle»

Dort, wo sich der Priester von der Unzweideutigkeit in Kirche und Theologie löst, zeigt sich in der Romanliteratur der Gegenwart immer häufiger eine Nivellierung des Priesterberufes in ein allgemein soziales Berufsbild. Dies ist vor allem in jener Spielart von Unterhaltungsromanen der Fall, die als literarisches Pendant zu Priesterserien im Fernsehen konzipiert sind. Diese Romane zu TV-Priesterserien wie etwa Michael Baiers «Mit Leib und Seele» und Markus Kappels «Schwarz greift ein» haben jene Romane abgelöst, die die Priesterthematik in einer kirchlich approbierten Gestalt vorstellen. Während traditionelle Priesterromane kaum noch eine größere Leseöffentlichkeit erreichen, sind die den Priesterserien nachgeschriebenen Trivialromane ungleich erfolgreicher. Dass sich solche Romane in einer Zeit zunehmender Glaubenslosigkeit und religiöser Entwurzelung behaupten können, liegt vor allem an der Übertragungsformel «Religion via Unterhaltung».

Wo Religion und Kirche in erster Linie unterhaltsam sein sollen, verändert sich jedoch auch das Priesterbild. So präsentiert Julian Steigers TV-Roman «Himmel

und Erde» (Köln 2000) das Priestertum als eine soziale, menschliche Lebensform ohne überweltlichen Nimbus. Der Held des Romans, der unkonventionelle Kaplan Leon Marx, lebt nicht aus übernatürlicher Berufung, sondern aus seiner Beziehung zu den Menschen. Er handelt als Mensch unter Menschen, der seine Wurzeln in der Welt hat und in dessen innerem Leben sich das Private und Persönliche eines Menschen «von nebenan» zeigen. Was die priesterliche Existenz als prophetisches Leben kennzeichnet und was ihre Eigentümlichkeit als Heilsverkünder bestimmt, wird dabei umgemünzt in sozialetisch motivierte Dienstleistungen. Der Priester wirkt als Seelenmanager, der Nächstenliebe durch soziales Engagement und Seelsorge durch Psychohygiene ersetzt.

Das Mittlertum dieses «Mannes für alle Fälle» ist nicht spezifisch priesterlich. Viele Probleme, die Leon Marx umgeben, könnten auch einen Detektiv, Rechtsanwalt, Sozialarbeiter oder Arzt konfrontieren. Der soziale Dienst und das gesellschaftskritische Engagement, mit dem Leon Marx diesen Problemen begegnet, könnten ebenfalls von den genannten Berufsgruppen geleistet werden. Wesen und Mitte sowie die spezifische Sendung des Priesters sind nicht mehr klar. Der sozialtherapeutischen Botschaft des Romanhelden fehlt jene Existenztiefe, die den Priester zu einem Mann Gottes macht, der zeigt, wie Gott ist und handelt.

Leon Marx ringt in Steigers Roman um seine Berufung und findet sich nicht in den priesterlichen Lebensvollzug ein. Marx ist voller Selbstzweifel und weiß nicht, ob er die richtige Berufswahl getroffen hat. «Seine Augen», so heißt es im Roman von ihm, «leuchteten nicht im Feuer überzeugten Glaubens, ihr Licht glich mehr einer im Wind des Zweifels flackernden Flamme» (9). Für Leon Marx ist das eigene Selbstverständnis nicht mehr klar. Die Glaubwürdigkeit der Berufung wird in Frage gestellt. Aber die Krise geht noch tiefer, sie erfasst letztlich auch die eigene Gotteserfahrung. Leon Marx erlebt die Welt immer wieder als gottverlassen. «Ich frage mich», so Leon Marx in einer Trauerrede, «warum sich Gott nicht zu erkennen gibt» (142). Vor einem Gott, dessen Nähe nicht erfahrbar wird, kann Leon Marx keinen Trost spenden und keine Hoffnung wecken.

Gerade diese verlorene Sicherheit des Glaubens und das fehlende Alleskönnertum machen Leon Marx im Roman jedoch zu einem sympathischen Antihelden. Im Einklang damit steht im Roman der Versuch, den Priester als welterfahrenen Menschen zu profilieren. Mit seinem unkonventionellen Auftreten und seinem forschenden Nonkonformismus wird der Priester zur ansprechenden, sympathischen Identifikationsfigur aufgebaut. Hierfür spielen die Persönlichkeit des Priesters, seine Attraktivität und sein Sympathiepotential die entscheidende Rolle. Dabei bleibt jedoch außer Acht, dass das, wofür der Priester eigentlich einsteht, nicht an Beliebtheit gebunden ist. Der priesterliche Dienst ist größer als die menschliche Wirklichkeit, durch die er sich mitteilt. In Steigers Roman dagegen wird dieser zeichenhafte Charakter des priesterlichen Amtes ganz durch die Persönlichkeit des Amtsträgers ersetzt. Leon Marx überzeugt und lädt zur Identifikation ein, weil er als attraktiver Held ankommt. Diese Identifikation geschieht mit dem «Image» des Priesters selbst. Dies mag der Kirche Sympathiepunkte einbringen, aber dieser «Werbeeffect» bindet den Leser eben nur an die attraktiven Qualitäten eines Priesters und berücksichtigt nicht, dass dieser letztlich ein Vikar ist und zu einer Begegnung mit Gott selbst hinführen soll.

Die Akzeptanz von Priestergestalten wie Leon Marx als Identifikationsfiguren zeigt: Es besteht ganz offensichtlich, gerade in Glaubenssachen, eine Sehnsucht und ein Bedürfnis nach Führung und Vorbildlichkeit, repräsentiert durch Personen, die einen Glauben «zum Anfassen» vorführen. Aber im Gewand der Unterhaltung wird dieser Glaube «zum Anfassen» funktionalisiert. Er erwächst nicht mehr aus einer existentiellen Beziehung zum Transzendenten, einem Dialog mit Gott, sondern er erhält seine Bedeutung erst in seiner Funktion als ethischer Wegweiser und als wertorientierte Strategie zur Konfliktlösung. Damit aber rückt auch der Priester in die Nähe des von Schaper beschriebenen «Sittenlehrers», der in erster Linie ethische Vorgaben macht. Der Priester wird identisch mit der Welt, ein Mittler zwischen und unter Menschen, die auf irdische Gerechtigkeit hoffen. In einer entchristlichten Spaßgesellschaft wird der Gestalt des Priesters so ein positives Bild verliehen. Unklar bleibt jedoch, was seine innere Mitte ist. Dass Priester wie Leon Marx beim Leser gut ankommen, zeigt, dass auch in Zeiten von Glaubensschwund und Gottlosigkeit die Sehnsucht nach ethischen Normen und eindeutigen Wertoptionen noch immer vorhanden ist. Ob man von hier aus wieder weiter und tiefer zu jenem Mittler zwischen Gott und den Menschen vorstoßen kann, der Träger der Gnade ist – dies wird wohl erst die Romanliteratur der Zukunft beantworten können.